



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Die deutsche Literatur zur Zeit der siebenjährigen Krieges.
III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Julian Schmidt.

III.

„Niemand,“ schreibt Bodmer aus Zürich an Gleim im Februar 1759, „kann den Geist und die Thaten des Königs gehörig entdecken, als der ihm ähnlich denkt, und in einer kleinern Sphäre ähnlich handelt. Nichts ist weniger allgemein als diese königliche Denkart in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten an die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden, wie nothwendig geschehn mußte, nachdem die Weibspersonen in den Umgang der Mannsleute alltäglich zugelassen, und ihnen eine solche Macht zu reden und zu thun gegeben worden. Dieselbe schwere Weichlichkeit, welche die artige Welt hindert, sich in der Höhe zu gefallen, in welche Klopstock die Poesie erhoben hat, ist es, welche Friedrich mit so dummem Erstaunen nachsieht, und so ungereimt seinen Fall fürchtet.“

Hirzel schreibt aus Zürich am 14. März 1759: „Ich verspüre es täglich, wie die Heldentugenden Ihres Königs auch in Gemüthern, die unfruchtbarer als eine sibirische Steppe schienen, fruchtbar an edlen Empfindungen werden. Man darf Wahrheiten predigen, die man vorher als donquixote'sche Phantasien verlacht hätte; die erhabensten Figuren der Poeten werden dem ungelehrten Pöbel verständlich, wenn sie dieselben in Handlungen ihres Helden ausgedrückt sehn. . . . Die ganze protestantische Schweiz ist preußischer als Brandenburg selbst. Wenn die Macht der Schweizer so groß wäre als ihr Eifer für die Wohlfahrt des Königs, so müßten schon alle seine Feinde gedemüthigt sein. Es giebt Leute hier, die vor Verdruß krank werden, wenn die Sachen für den König nicht so gehn wie sie wünschten.“

Aus solchen Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller versteht man Goethe's großes Wort: „Der erste wahre, höhere und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Literatur.“

Freilich hatte jeder deutsche Schriftsteller einen Moment, wo er dem König grollte und sich hart genug aussprach; aber immer kehrten die Gedanken, wie durch ein magisches Band gezogen, zu dem Räthsel dieses großen Menschenlebens zurück. Durch das Bild dieses Gewaltigen wurde ihre eigene Seele er-

weitert, sie gewannen für Ideal und Wirklichkeit ganz andere Maße, ganz andere Perspektiven.

In Zeiten, die das Staatsgefühl verloren haben, thut das Persönliche Alles. Der ehrbare Rath Goethe in Frankfurt freute sich herzlich, wenn die Reichsarmee vor dem preußischen Helden sich in eine Reifhausarmee verwandelte; wenn der Reichsfiskal, der ihn durch die Nacht den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes preisgeben wollte, die Treppe hinuntergeworfen wurde.

„Man kann Friedrich, diesem unzubeschreibenden Geist, Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen. Er ist der König unter den Helden, er hat Verstand für mehr als eine Erde, er dreht sich wie die Sonne in seiner eignen Ase und glänzt in seinem eignen Licht, er hat ihre Hitze und ihre Flecken. Er hat das Maß eines großen Geistes, Jahrhunderte nach uns werden seine Natur noch mit Sorgfalt erforschen. Vielleicht findet sich ein Newton unter den Politikern, der seinen innern Gehalt ebenso genau zu bestimmen weiß, als dieser Confident des Schöpfers die Welten abgewogen hat. Ich habe ihn nie ohne hohe und hinweisende Empfindungen gesehen, seine Thaten sind mein Gedankenfest, ich schleiche ihm oft nach, um seine geheimen Wege zu errathen. Der Adler schwingt sich aber in Höhen, die minderm Gefieder unsichtbar bleiben. Ich stehe von weitem und betrachte seine Größe: sie ruht mit uns auf einer Erde; er stehe oder falle, er braucht den Raum von Kolossen. Ich weiß mir keinen vornehmern Menschen zu denken: nur Schade für uns, daß er nicht eine Welt für sich alleine hat!“

Die Stelle steht in der Schrift „Der Herr und der Diener“, die R. Fr. Moser, damals 36 jährig, in Hanau 1759 herausgab, angeregt von der Prinzess Karoline von Hessen-Darmstadt, einer der bedeutendsten Frauen der Zeit, mit der er seit Jahren in Verbindung stand. Das Buch ist das Programm für ein künftiges Ministerium; es sind kluge Regeln darin, z. B. daß ein Minister Feuer und Aktivität haben, aber nicht zu geistreich sein müsse. Die Hauptsache ist der rücksichtslos freimüthige, ja leidenschaftliche Ton gegen die Höfe und das Hofgesinde.

„Die Aussicht der mehrsten unsrer jezigen Landesregierungen ist nichts weniger als trefflich; fast schäme ich mich aber, ein Deutscher zu sein, wenn ich beherzige, was viele unsrer künftigen Erbfürsten erst für Leute sein werden!“
... „Die meisten dieser Herrn lernen die Hoffstudien, Sprachen, Musik, Reiten, Tanzen, Fechten und Schäkern, sonst nichts. Mit dieser Vorbereitung rücken sie endlich in die Regierung ein, nicht als in ein Amt, dessen Pflichten sie gründlich erlernt hätten, sondern mit der Freude eines Sohns, der seinem Vater schon längst ein seliges Ende gewünscht, und sich nun im Besitz eines Vermögens sieht, mit dem er schalten und walten kann wie er will.“ ... „Das despotische

Wesen vieler unsrer deutschen Herrn, die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die Uebertretungen heiliger Versprechen, die Unwissenheit in ihren eigentlichen Pflichten haben wir meist der militärischen Regierungsart zu danken. Die Pünktlichkeit des Dienstes, den man im Kriegszustand von den Subalternen fordern kann und muß, macht Regenten, die also gebildet zur Regierung kommen, spröde, hart und unseidlich, um unter ihnen in Sachen zu arbeiten, wobei es auf reife Ueberlegung ankommt. Da im Krieg Gewalt vor Recht geht, und auch ein rechtschaffner General Vieles thun muß, das er für seine Person lieber ungethan ließe, so legt sich eine gewisse Härte auf das Gemüth, welche einen Herrn nicht leicht wieder verläßt.“ . . . „Man sagt, ein Regent sei Niemand als Gott von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig. Es war das sonst die Sprache großer Monarchen, sie wird aber, im Vertrauen auf die deutsche Freiheit, auch an unsern kleinen Höfen Mode. Ein Herr, welcher zu dem traurigen Mittel schreitet, Gott zum Richter zwischen sich und die Unterthanen zu stellen, sagt damit in der That nichts anders als: Ich verlange von euch weder Vertrauen noch Beifall; ich weiß, daß ihr Gründe habt, meine Handlungen zu tadeln, ich begehre sie aber nicht zu wissen: ihr habt nur eine Pflicht, den Gehorsam. Thue ich euch Unrecht, verklagt mich bei Gott! Habt ihr Vorstellungen zu machen, ich nehme keine an; übergebt sie Gott, welcher der alleinige Richter meiner Handlungen ist. — Er ist es auch!! Und dieser allmächtige Richter aller Herrn wird sich so beweisen, wenn er dereinst die bösen Regenten mit Ketten ewiger Finsterniß wird binden lassen!“

Moser hatte sich der pietistischen Richtung seines Vaters angeschlossen, die er aber als geistreicher Mann behandelte; er hatte Sinn für alle neuen Erscheinungen von Bedeutung: er ist der Freund des Fräulein v. Klettenberg, der „Philo“ in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“. Später versuchte er sich auch als Dichter und schrieb einen „Daniel in der Löwengrube“ in Klopstock'schem Stil.

Für das Willkürregiment der Höfe hatte er ein Beispiel an seinem eignen Vater. Dieser hatte sich anfangs mit dem Herzog von Württemberg Carl Eugen recht gut gestellt, allein die wüsten Eingriffe desselben in alle Gerechtfame trieben ihn in die Opposition. Bei einem schnöden Ansinnen des Ministers Montmorin erklärte der alte Moser, er wolle lieber seinen grauen Kopf verlieren als Unrecht thun; dafür ließ ihn der Herzog am 12. Juli 1759 nach dem Hohentwiel bringen, wo er ohne Untersuchung und Urtheil sechs Jahre in schwerer, einsamer Haft blieb. Der kaiserliche Hof ließ ihn im Stich, erst ein Jahr nach dem Frieden erinnerte man sich seiner.

Der Herzog ließ dem Gefangenen die Freiheit anbieten, wenn er eine Akte unterzeichnen wollte, in der er sich als Verbrecher bekannte und um Gnade

bat. Moser war Mann genug, dies Ansinnen entschieden zurückzuweisen. Darauf erfolgte eine Resolution des Reichshofraths, ihn sofort freizulassen, und endlich 25. Sept. 1764 die Freilassung.

Wunderbarer Weise hatte die schwere Haft seiner Gesundheit nicht geschadet; auch sein rastloser Thätigkeitstrieb hatte sich Befriedigung zu verschaffen gewußt. Man hatte ihm alles Schreibmaterial entzogen, aber er kratzte mit einer Lichtscheere in die weiße Wand ein, und mit derselben Lichtscheere in den Rücken des Papierees seiner Bibel und seines Gesangbuchs. Und was kratzte er auf diese Weise zusammen! Ueber 1000 geistliche Lieder, später in 114 Bogen gedruckt! 34 Werke vermischten Inhalts, z. B. „Grundsätze des Besteuerungsrechts derer Reichsstände“, „Eines alten Mannes muntere Stunden während seines Festungsarrests“, „Politische und philosophische Gedanken beim Hühnerfüttern“, „Reisebeschreibung in's Land der Altgebräuchler“ u. s. w.

Von dem, was man sich gewöhnlich unter einem Pietisten vorstellt, hatte der alte Moser gar nichts. Ein rüstiger alter Herr, breitschultrig und wohlbeleibt, mit hochrothem Gesicht und festem, klarem Auge, in allen Geschäften des praktischen Lebens bewandert und von einer Rührigkeit, die keinen Augenblick Muße erträgt; der in seinem siebzigsten Jahr ohne Beihilfe der Hände einen Tisch zwischen die Zähne nimmt und auf demselben der Gesellschaft Kaffee präsentirt; ein streitfertiger alter Herr, der in einer Periode allgemeiner Hundedemuth keinen Anstand nimmt, gegen Groß und Klein laut und vernehmlich zu reden.

Am 12. August 1759 war die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf; die ganze Armee schien vernichtet. „Mon malheur est,“ schreibt Friedrich an seinen Minister Finckenstein, „de vivre encore. Je ne suis plus maître de mes gens. Les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même; je n'ai plus de ressources, et, à ne point mentir, je crois tout perdu.“ Und an seinen Bruder Prinz Heinrich: „Représentez-vous, dans cette cruelle crise, tout ce que souffre mon esprit, et vous jugerez facilement que le tourment des damnés n'en approche pas.“ Doch schon vier Tage darauf: „Le moment tout paraissait désespéré: ce n'est pas que le danger ne soit encore très-grand: mais comptez que tant que j'aurai les yeux ouverts, je soutiendrai l'état comme c'est mon devoir!“

In dieser Situation denkt ihn sich Adolf Menzel in einer seiner Zeichnungen: er steht am Rande eines Abgrundes, halb zu Tode gehehrt, erwartet aber mit gezücktem Schwerte, festen Blickes die anstürmenden Feinde.

Am 25. August schreibt Winkelmann aus Rom: „Ich nehme mehr Antheil an dem Unglück meines Vaterlands, als Sie glauben. Einen großen Mann, ja den größten Mann unglücklich zu sehn, muß den mehrsten Menschen Mitleid erregen, geschweige denen, die ihm als geborne Unterthanen gleichsam eigen sind.“

Ich sehe den unvermeidlichen völligen Ruin dieses armen Landes vor Augen.“ Winkelmann mußte sich, grade wie Lessing, zuweilen zusammennehmen, um nicht vor seinen Umgebungen zu sehr den Preußen herauszukehren.

Friedrich's Beispiel hatte gewirkt: durch ganz Europa war die Signatur der Zeit der aufgeklärte Despotismus. Am 3. September 1759, an demselben Tage, wo in Rom das Verbot der Encyclopädie ausgesprochen wurde, vertrieb Pombal, ein bis zur Gewaltthätigkeit energischer Minister, die Jesuiten aus Portugal und gab dadurch das Signal zu einer allgemeinen Verfolgung; Winkelmann meinte, die Pfaffenherrschaft nahe sich ihrem Ende. Vorläufig aber herrschten unter dem neuen Papst die Jesuiten unbedingt: „Der Papst,“ schreibt Friedrich an d'Alembert, „kommt mir vor wie ein alter Seiltänzer, qui voulant refaire les tours de sa jeunesse se casse le cou.“ Auch gegen Preußen wurde noch immer gewählt, obgleich unter dem geheimen Widerspruch der Bernünftigen; „benedetto il Re di Prussia!“ sagte Cardinal Albani zu Winkelmann, als er von einem neuen Sieg des Königs hörte; „er ist zu unbesonnen in seinen Reden“, setzt Winkelmann hinzu.

Bei diesem geistvollen, reichen und wohlgesinnten Cardinal hatte Winkelmann jetzt eine Zuflucht gefunden, die alle seine Ansprüche befriedigte. In der kostbarsten Villa, in herrlicher Landschaft, umgeben von den auserlesensten Schätzen der Kunst, in einer reichen Bibliothek, konnte er ganz seinen Liebhabereien nachgehen: freilich nahm ihn der Cardinal sehr in Anspruch und ließ ihn Tag und Nacht nicht von seiner Seite; aber er ging mit ihm um wie mit einem völlig vertrauten. Die Cardinäle, die im öffentlichen Leben stets eine Rolle spielen müssen, legten im gewöhnlichen ihre Würde bequem bei Seite.

In der Schlacht bei Kunersdorf war Kleist schwer verwundet worden; er starb in Frankfurt 44-jährig am 24. August. Lessing war tief ergriffen. „Meine Traurigkeit ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann dasteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Warum ging er nicht? Er hat sterben wollen! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll!“

„Si vous me revoyez jamais,“ schreibt Friedrich an d'Argens, „vous me trouverez bien vieilli: mes cheveux grisonnent, les dents me tombent, et sans doute que dans peu je radoterai.“ In all' dem Unglück läßt er sich „Charles XII.“, Bertöt und andere Schriften kommen und macht Verse. An Voltaire schreibt er: „Je suis vieux, cassé, grison, ridé. Si cela dure, il ne restera de moi-même que la manie de faire des vers.“... „Pour me distraire de ces images tristes et lugubres, j'étudie ou je fais de mauvais vers. Cette application me rend heureux pendant qu'elle dure; elle me

fait illusion sur ma situation présente, et me procure ce que les médecins appellent de lucides intervalles; mais aussitôt que le charme est dissipé, je retombe dans mes sombres rêveries.“

Eine neue Armee ging am 20. November bei Magen verloren; Sachsen fiel in die Hände der Feinde. „Depuis quatre ans,“ schreibt Friedrich 28. Nov., „je fais mon purgatoire; s'il y a une autre vie, il faudra que le Père éternel me tienne compte de ce que j'ai souffert dans celle-ci.“ „Je suis plus las et plus dégoûté de la vie que jamais . . . Voilà tout ce qu'un pauvre lion fatigué, harassé, égratigné, mordu, boiteux et fêlé, vous peut dire.“ Am 6. März 1760: „Le Juif errant n'a pas mené une vie si errante que la mienne. On devient à la fin comme ces comédiens de campagne qui n'ont ni feu ni lieu; et nous courons le monde, représenter nos sanglantes tragédies où il plaît à nos ennemis d'en fournir le théâtre.“ Und am 10. Juni 1760 an d'Argens. „Nos affaires prennent un tour abominable; il faut mal gré bon gré se jeter dans les grandes aventures et jouer quitte ou double. Des remèdes désespérés sont les seuls aux maux de pareille nature. Je suis entraîné par le torrent des événements hors des routes de la prudence ordinaire. Selon la façon de raisonner des hommes, je ne puis me sauver à moins d'un miracle.“

Das Bombardement Dresden's, am 10 Juli, brachte über die Stadt unermessliches Elend — Rabener verlor dabei seine ganze Habe und seine Manuscripte —, dem König keine Hilfe. Auch der Sieg bei Liegnitz, am 15. August, fruchtete wenig. „La crise change de forme, mais rien ne nous amène au dénouement.“ Selbst die Hauptstadt sollte das Elend des Kriegs erfahren; am 8. Oktober drangen die Russen und Oesterreicher in Berlin ein und plünderten. Drei Wochen später schreibt Friedrich an d'Argens: „Jamais ma main ne signera une paix humiliante! Je finirai sans doute cette campagne, résolu à tout oser et à tenter les choses les plus désespérées pour réussir ou pour trouver une fin glorieuse . . . Ce n'est point un acte de faiblesse de terminer des jours malheureux . . . La perspective qui me reste est une vieillesse infirme et douloureuse, des chagrins, des regrets, des ignominies et des outrages à souffrir.“

Mit Voltaire war der König wieder in lebhaftem Briefwechsel. „J'aime vos vers,“ hatte ihm Voltaire geschrieben, „votre prose, votre esprit, votre philosophie hardie et ferme. Je n'ai pu vivre sans vous, ni avec vous. Je ne parle point au roi, au héros: je parle à celui qui m'a enchanté, que j'ai aimé, et contre qui je suis toujours fâché.“ Friedrich antwortete ihm, er verzeihe ihm alle seine Streiche: „si vous n'aviez point de défauts, vous rabaisseriez trop l'espèce humaine, et l'univers aurait raison d'être jaloux.“

Am 31. Oktober schreibt er ihm aus Leipzig: „Tout homme a une bête féroce en soi; peu savent l'enchaîner, la plupart lui lâchent le frein lorsque la terreur des lois ne les retient pas. — Vous me trouverez peut-être trop misanthrope. Je suis malade, je souffre . . . Vous êtes heureux de vous borner à cultiver votre jardin, il n'est pas donné a tout le monde d'en faire autant. Il faut que le rossignol chante, que le dauphin nage, et que je fasse la guerre.“

Der blutige Sieg über die Oesterreicher bei Torgau, am 3. November, schaffte dem König einige Luft, doch täuschte er sich nicht über seine Lage. „Ma situation,“ berichtet er, „peut jeter un certain éclat de loin; mais si vous en approchiez, vous ne trouveriez qu' une grosse et épaisse fumée.“ Und an seinen stets mißvergnügten Bruder Heinrich: „Il ne faut pas qu'on exige de moi des miracles, car je vous déclare net que je n'en sais point faire.“

Prinz Heinrich hatte während seines längeren Aufenthalts in Leipzig dem guten Gellert viel Aufmerksamkeit erwiesen; am 14. December 1760 ließ ihn auch der König kommen; nur ungern folgte der kränkliche Mann.

„Warum haben wir nicht mehr gute Autoren?“ fragte der König. — „Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an einem August gefehlt.“ — „Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?“ — „Ich kümmere mich mehr um die alte als um die neue Geschichte.“ — „Ist Er gar nicht von Sachsen weggekommen? Er sollte reisen!“ — „Dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.“ — „Ja daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind jetzt wohl böse Zeiten?“ — „Ja wohl, und wenn Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten“ — — „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? es sind ja drei gegen Einen!“ —

Schließlich mußte Gellert eine seiner Fabeln deklamiren; er wählte den „Klugen Maler aus Athen“. „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands!“ äußerte der König bei Tisch.

Vielleicht hätte Gellert weniger Beifall gefunden, wenn er dem König eine andre seiner Fabeln deklamirt hätte: „Der Held und der Reitknecht.“ Die beiden sterben zusammen in der Klause eines frommen Eremiten. Der Reitknecht ist überzeugt, sein Herr müsse in den Himmel kommen, und zählt als Grund alle seine Heldenthaten auf. „Warum habt ihr denn alles dies gethan?“ fragt der Eremit den Helden. „Warum? Zu meines Namens Ehren, um meine Länder zu vermehren, um, was ich bin, ein Held zu sein!“ — „Oh!“ fiel der Eremit ihm ein, „deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen? Ich bitt' euch,

laßt's euch nicht verbrießen, ich sag' es euch auf mein Gewissen: der Reitknecht als ein schlechter Mann hat wirklich mehr als ihr gethan!"

Vielleicht hätte der Held gezürnt. Indeß wer weiß? Es kamen ihm zuweilen ähnliche Gedanken. Schreibt er doch am 6. März 1760: „Quand on anime les hommes, quand on les met en fureur, ils cessent d'être hommes et deviennent des bêtes farouches. La guerre perd les mœurs, et ramène l'homme à un état sauvage en lâchant le frein à ses passions brutales. . . Cette guerre ne le cède en rien à celle de trente ans. . . Misérables fous que nous sommes, qui n'avons qu'un moment à vivre, nous nous rendons ce moment le plus dur que nous pouvons, nous nous plaisons à détruire les chefs-d'œuvre de l'industrie et du temps, et de laisser une mémoire odieuse de nos ravages et des calamités qu'ils ont causées!“ Aber was helfen solche Betrachtungen! „Il faut que le rossignol chante, et que je fasse la guerre!“

Ein eignes Zusammentreffen: der stille, kränkliche Erbauungsschriftsteller, der ohne Aufhören über das Elend dieser Welt ächzt, und der verwundete Löwe, vor dessen seltenem Gebrüll die Welt erbebt.

Gellert's Moral ist die eines Eremiten; sie warnt vor allen Leidenschaften, weil jede Leidenschaft in Ungelegenheit bringt; sie ist die Moral der Entfagung, die Moral eines engbrüstigen spießbürgerlichen Hypochonders; es fehlt ihr, was bei aller Sittlichkeit die Hauptsache ist, die Kraft.

Wir nehmen hier Abschied von dem wohlgesinnten Manne, der noch neun Jahre lebte, aber nichts mehr hervorbrachte. Nur sein Ruf war noch im beständigen Wachsen. Sechs Jahre nach jener Unterredung schreibt Abbt: „Gellert's Fabeln haben dem Nationalgeschmack eine ganz neue Richtung gegeben, denn jede Landpredigerstochter kennt sie auswendig, und auf die kommt es an, nicht auf die Gelehrten oder Vornehmen, die eigentlich keinem Lande angehören.“

In derselben Zeit hörte der junge Goethe seine Vorlesungen über Stil und Moral. Gellert ermahnte in weinerlich wohlwollendem Ton die jungen Leute, der Tugend treu zu bleiben, auf ihre Handschrift zu achten und Verse möglichst zu vermeiden. Die Studenten schwärmten für ihn; die alten müden Generale, die er in Karlsbad traf, sagten ihm Schmeicheleien; verschiedene Komtessen und Baronessen korrespondirten mit ihm; eine Prinzessin ging bei hellem lichten Tage an seinem Arm über den Markt — es that seinem Herzen doch wohl! — ja er durfte dem neuen Kurfürsten von Sachsen einen Vortrag über die Menschenwürde halten!

Leipzig fühlte sich damals noch immer als Kleinparis: der junge Süddeutsche mußte hier lernen, sich der reinen deutschen Mundart zu befleißigen und sich modisch zu frisiren; er erfuhr, daß Friedrich ein schlechter General sei.

Neben Gellert spielten Weiße, Hiller, Defser und verschiedene Jüngere eine ansehnliche Rolle, aber die Leipziger Literatur stand nicht mehr im Vordertreffen, sie kultivirte mit besonderer Vorliebe Kindergeschichten und Operetten. Man zuckte über die „Provinzen“ die Achsel, die sich gegen die reine Bildung aufgelehnt; aber diese Provinzen, Preußen voran, führten einmal das große Wort.

Lud Süß.

Mit dem folgenden Geschichtsbilde befinden wir uns in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit, wo der Absolutismus nach der Auffassung Ludwig's XIV. mit Ausnahme England's allenthalben in Europa seine höchste Ausbildung erreicht und mit Ausnahme Preußen's seine nachtheiligsten Folgen entwickelt hatte, der Zeit ferner, wo die Jesuiten vom langen und kurzen Rock auf dem Gipfel ihrer Macht standen und auch an einer Anzahl von protestantischen Höfen in einer für die betreffenden Länder verhängnißvollen Weise am Regimente theilnahmen, der Zeit der Abenteurer und Glücksritter endlich, die bald in der Eigenschaft von Goldköchern, bald als Finanzkünstler, bald in anderer Gestalt bei ehrgeizigen oder verschwenderischen und deshalb geldbedürftigen Fürsten gern gesehene Gäste waren, rasch emporstiegen und zuletzt meistens ebenso rasch gestürzt wurden.

Beinahe allenthalben, namentlich aber in den kleineren deutschen Ländern, lastete der Druck der Fürstengewalt schwer auf dem Volke. Die alten ständischen Verfassungen wurden kaum noch geachtet und hie und da geradezu gebrochen. Mit immer neuen Finanzmanövern, mit Erhöhung der hergebrachten und Einführung von anderen Steuern, mit bisher unbekanntem Stempelabgaben, Ausprägen geringwerthigen Geldes, Aemterverkauf, Monopolen füllten gewissenlose Minister die öffentlichen Kassen, die dennoch immer bald wieder leer waren und so ihren Verpflichtungen gegen die Beamten und die Staatsgläubiger nur sehr ungenügend nachkommen konnten. Die meisten Stellen wurden durch Geldzahlungen erworben. Die Minister und deren Günstlinge bereicherten sich in unanständigster Weise, die Fürsten verschwendeten die Landeseinkünfte mit einem unerhörten Luxus, mit Soldatenspielererei oder durch Kriege, die lediglich aus Ehrgeiz unternommen wurden. Wir erinnern an August den Starken, an den Grafen Brühl und an das Auftreten des Herzogs Ernst August von